Der Substitut.

Mr. Whiffles — der ehrenwerthe Vater unseres Helden, Mr. Adolphus Whiffles — war ein reicher Berkshire Farmer, der, bevor er sich vom Geschäfte zurückzog und dasselbe seinem Sohne überließ, meinte, das ein Besuch in der Metropole den Geist dieses liebenswürdigen Jünglings schärfen würde, was diesem jungen Herrn sehr nöthig war.

Der Sohn sprang bei dieser Absicht vor Freude in die Lüfte, besonders als er hörte, daß er sich allein auf die Reise machen sollte.

Mit dem väterlichen Segen und reichgefüllter Börse langte Mr. Whiffles, jr., in London an und installirte sich dort in einer billigen Wohnung in der Savoystraße.

Natürlich nahmen die Theater Mr. Whiffles' Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch und die Nähe der verschiedenen Theater und Concerthäuser gewährte ihm große Befriedigung. Der Anblick der „Berufsmäßigen" in ihrem Alltagscostüm flößte ihm großes Interesse ein, und seine Freude überschritt alle Grenzen, als er die Bekanntschaft eines hervorragenden-Orchester-Mitgliedes vom Royal Dash-Theater machte. In der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft gelobte er demselben ewige Freundschaft und von Zeit zu Zeit bekräftigte er ihr Bündniß damit, daß er seinen neuen Bekannten zu einem ausgewählt feinen Diner lud.

Unsere Erzählung beginnt, als Mr. Whiffles und sein Gefährte — Namens Mr. O'Leary — seit sechs Wochen fast unzertrennliche Freunde waren.

Mit Betrübniß hatte Mr. Whiffles seit Kurzem den Ausdruck tiefer Melancholie auf Mr. O'Leary's ausdrucksvollen Zügen wahrgenommen, und er war festentschlossen, den Grund dieser Schwermuth zu erforschen.

„Sind Sie krank?" fragte unser Held eines Abends, nachdem sie im Hotel sein soupirt hatten und zur besseren Verdauung ein paar heiße Whiskeys schlürften.

Mr. O'Leary seufzte, schüttelte traurig den Kopf und leerte sein Glas als Antwort.

„Das Abendessen ist Ihnen wohl nicht bekommen, Sie haben vielleicht zu viel gegessen," fährt Mr. Whiffles theilnehmend fort.

„O, nicht das Abendessen ist es, das mich plagt," bemerkt sein Gefährte, „sondern der Substitut."

Mr. Whiffles verstand diese mysteriöse Antwort nicht. Er dachte lange und ernst darüber nach, schließlich aber gab er das Bemühen, den Sinn von seines Freundes Worten zu begreifen, auf und bat um eine Erklärung.

Mr. O'Leary that ein paar tiefe Züge aus seiner Cigarre und klärte dann Mr. Whiffles über seine geheimnißvollen Worte auf.

Aus Mr. O'Leary's Erzählung erfuhr Mr. Whiffles, daß es im Royal Dash-Theater Sitte war, daß einzelne Orchester-Mitglieder sich bei stattfindenden Conzerten hin und wieder von ihrem Posten absentiren durften unter der Bedingung, daß sie einen tüchtigen Substituten stellten, der die Stelle des Abwesenden genügend vertreten konnte.

Für gewöhnlich mangelte es nicht an derartigen Substituten, aber Mr. O'Leary gestand, daß er trotz allem Bemühen und Suchen unbegreiflicherweise keinen finden konnte, der willig oder fähig gewesen wäre, ihn am folgenden Abend im Theater zu vertreten, während er einem profitablen Engagement folgte, das er für ein elegantes Westend-Conzert angenommen hatte.

Ohne sich auch nur einen Moment zu bedenken, warf Mr. Whiffles sich in's Mittel und bot seine Dienste an.

„Thorheit!" erwiderte O'Leary barsch, „was verstehen Sie von Musik?"

Darauf wußte Mr. Whiffles freilich Nichts zu antworten. Was er nicht verstand, das hätte er wohl sagen können; davor aber hütete er sich wohlweislich.

Es entstand eine peinliche Stille. Mr. O'Leary rauchte schweigend einige Zeit weiter, während er hin und wieder einen forschenden Blick auf das besorgte Gesicht von Mr. Whiffles warf, wie wenn er irgend einen großen Plan in seinem Tiefinnersten erwägte, aber noch gar keinen Rath wußte, wie er denselben ausführen könne.

Plötzlich rief er:

„Ich hab's! Ich danke Ihnen, mein lieber Whiffles. Ich nehme Ihr großmüthiges Anerbieten an. Ja, Sie sollen mein Substitut sein."

Zu sagen, Mr. Whiffles wäre entzückt darüber gewesen, wäre nur ein schwacher Ausdruck seiner Gemüthsstimmung. Er ergriff Mr. O'Leary's Hand und drückte sie innig. Ja, er sah seine stolzesten Hoffnungen in Erfüllung gehen. Er würde Zutritt hinter den Coulissen eines Theaters haben. Es giebt nicht Worte, um seine Empfindungen nur einigermaßen auszudrücken, als er seinem Freunde ein williges Ohr lieh, welcher fortfuhr, ihm die nöthigen Instruktionen zu geben.

Erstens erklärte Mr. O'Leary, daß das Orchester des Royal Dash Theaters zwei Posaunenbläser habe, von denen er selbst der eine sei, und zur genauen Richtschnur machte er Mr. Whiffles darauf aufmerksam, daß, wenn der Vorhang aufgeht, die zwei Posaunen den Helden des Stückes ankündigten.

Immerhin machte seine (Mr. O'Leary's) Erfahrung ihn glauben, daß bei einer zahlreichen Zuhörerschaft eine Posaune vermuthlich eben soviel Lärm machen würde, wie Zwei, und daß Mr. Whiffles Nichts weiter zu thun hätte, als, nachdem er sich als Mr. O'Leary's Substituten gemeldet, ruhig seinen Platz im Orchester einzunehmen, und sobald der Vorhang aufgehe, genau darauf zu achten was der andere Posaunenbläser thue, und eine jede von dessen Bewegungen nachzuahmen: so, daß zwar nur aus einer Posaune all' der Lärm käme, während in Wahrheit doch zwei Posaunen geblasen würden. Schließlich legte er Mr. Whiffles noch ans Herz, ja vorsichtig zu sein, da mit dem Dirigenten nicht zu spaßen wäre.

Bald darauf brachen die zwei Freunde auf und schlugen ihre verschiedenen Heimwege ein, während Mr. Whiffles schon halb bereute, sich so schnell in ein so gefährliches Unternehmen eingelassen zu haben.

Schon hüllten die dunklen Schatten des Zwielichts die Straßen Londons wie in ein Grabtuch, als man Mr. Whiffles mit seines Freundes Posaune in der Hand, ängstlichen Schrittes durch den Bezirk von Drury Lane gehen und nach dem Eingang zur Bühne des Royal Dash-Theater suchen sehen konnte. Vor der Eingangsthür standen mehrere Herren und rauchten ihre Cigarre, hin und wieder ging ein Herr oder eine Dame eilends hinein, offenbar besorgt, das sie schon zu spät kommen könnten, aber ein Blick nach der Uhr im Corridore schien sie sogleich zu beruhigen und langsam schritten sie den betreffenden Garderoben zu.

Mr. Whiffles zog seine Uhr zu Rathe und blieb noch einige Augenblicke vor der Thür stehen, bis ein halbwüchsiger Bursche ihn am Arme faßte und sagte:

„Sie thäten gut, sich zu beeilen, es wird gleich läuten."

Da erst gewahrte Mr. Whiffles, daß er fast allein war.

Mechanisch folgte er dem jungen Menschen einen dunklen Gang entlang, dann stolperte er ein paar Stufen hinab und befand sich auf der Bühne.

Er hatte kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die ihm neue, um nicht zu sagen, trübselige Umgebung zu werfen, als ein älteres Individuum mit weißem Bart und offenbar stark mit Schnupftabak gesprenkeltem Vorhemd dem jungen Burschen einen Wink gab.

„Tom", sprach er, „laufe in das Musikzimmer und laß Dir von Mr. Lovejoy meine Copie von der heutigen Aufführung geben."

Sehr richtig vermuthend, daß sich in dem Musikzimmer die Musiker versammelten, ehe sie im Orchester ihre Plätze einnehmen, folgte Mr. Whiffles dem Burschen mit Gefahr, sich Hals und Beine zu brechen, ein Dutzend sehr gebrechlicher Stufen hinab in einen dustig ausgestatteten Raum, der dicht unter der Bühne lag, in welchem mehrere Herren gemächtlich ihre Instrumente stimmten.

Als Mr. Whiffles Mr. Lovejoy als Dirigenten anreden hörte, stellte er sich diesen ängstlich als Mr. O'Leary's Substitut vor.

„Schön", versetzte Mr. Lovejoy, „er hat Sie doch auch mit Allem bekannt gemacht?"

Mr. Whiffles verneigte sich zustimmend und warf nach allen Seiten hin einen forschenden Blick nach dem andern Posaunenbläser. Entsetzlich! Er war nicht da! Der Mann, auf den er sich ganz verließ, war nicht zugegen. Was war da zu thun? Sich zurückziehen, davon konnte nicht die Rede sein; da, während ihm der Gedanke an die Flucht kam, erscholl eine kleine Glocke, und die Musiker nahmen ihre Plätze im Orchester ein. Mr. Whiffles, noch mit der verhängnißvollen Posaune in der Hand, folgte voll Verzweiflung und befand sich bald Angesichts des Publikums. Die Neuheit verwirrte ihn so, daß er sich einen Moment auf Mr. Lovejoy's Platz setzte und von den Zuhörern, die ihn für den beliebten Dirigenten hielten, mit lautem Beifall begrüßt wurde. Dieser Irrthum wurde bald durch das Erscheinen des wirklichen Dirigenten aufgeklärt, der etwas für unseren Helden keineswegs Schmeichelhaftes in den Bart murmelte und diesen ärgerlich auf den gewöhnlich von Mr. O'Leary eingenommenen Platz wies.

Als das Publikum seinen Irrthum gewahrte, machte es seiner Meinung über Mr. Whiffles in sehr unzweideutigen Worten Luft.

Nachdem der Arme sich bemüht hatte, auf seinem Pulte unter den Noten etwas Ordnung zu schaffen, hatte er Muth genug wieder gewonnen, um sich umzublicken.

Das Theater war vom Parterre bis zur obersten Gallerie mit einer dichten Menschenmenge angefüllt — ein Jeder war voll athemloser Spannung.

Es klingelte ein zweites Mal. Mr. Lovejoy klopfte auf sein Pult — erhob den Taktstock,—blickte nach rechts, blickte nach links—hielt inne. Er flüsterte der ersten Violine etwas zu, dann verließ er seinen Platz und das Orchester. Mr. Whiffles fragte seinen Nachbar, was das zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort, daß Puffler, der andere Posaunenbläser, noch fehle.

„Geht es denn nicht ohne ihn?" fragte Mr. Whiffles — in seinem Tiefinnersten sehnlichst hoffend, daß dies unmöglich sei.

„Natürlich nicht", lautete die Antwort.

„Würde denn die Trommel nicht genügen?" fragte Mr. Whiffles.

Sein Nachbar sah ihn überrascht an, lächelte und versetzte:

„Wie wäre das möglich? Wissen Sie denn nicht, daß Sie und er in dem Moment, wo der Vorhang aufgeht, beginnen? Da erscheint der alte, schwerfällige Ruffett auf der Bühne, geht langsam oben auf den Bergen auf und ab und tritt erst dann vor, während dessen muß er zu Ihrer Musik Alles mit Gesten und Pantomimen ausdrücken."

Bei diesen Worten verschwand Mr. Whiffles alle Hoffnung und im Stillen bedachte er die Gefahren, denen er sich aussetzte, wenn er in eine der Logen, von da in's Parterre sprang und sich dann seinen Weg aus dem Theater erkämpfte, als der Dirigent zurückkehrte—mit finsterer, gerunzelter Stirn, gefolgt von einem kleinen, dicken, blassen Mann, der eine Posaune unter dem linken Arm trug.

O Wonne! Mr. Whiffles fühlte sich wieder Mann! Das war also Puffler! Mr. Whiffles erinnerte sich plötzlich der empfangenen Instruktionen und beobachtete aufmerksam den Neuangekommenen, der ihn, wie es schien, mit höchster Verachtung ansah.

Mr. Whiffles drehte zufällig seine Posaune um, — Mr. Puffler that desgleichen. Mr. Whiffles griff nach seiner Taschenuhr—Mr. Puffler folgte seinem Beispiele. Alles dies schien sehr mysteriös, und Mr. Whiffles war in Staunen und Verwunderung versunken, als die Ouvertüre begann. Glücklicherweise kamen die Posaunen erst mit Beginn des Dramas in Thätigkeit.

Die Ouvertüre war zu Ende.

„Jetzt aufgepaßt," bemerkte Mr. Whiffles' Nachbar, „Sie kommen jetzt d'ran."

Mechanisch führte Mr. Whiffles das Instrument an die Lippen, während er genau Acht hatte, was Mr. Puffler thun würde — der seinerseits Mr. Whiffles ganz bedenklich anstarrte.

Mr. Lovejoy blickte sich um, und als er sah, daß die Posaunen völlig bereit waren, erwartete er das Aufrollen des Vorhangs.

Es war ein qualvoller Moment. Die tiefe Stille war geradezu beängstigend. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Wieder ertönte die kleine Glocke, Mr. Lovejoy klopfte auf sein Pult und langsam ging der Vorhang auf — in feierlicher Stille!

Mr. Lovejoy fing an den Takt zu schlagen und hatte schon mehrere Streiche mit dem Taktstocke gethan, ehe er sich der tiefen Stille bewußt war.

Als er sich umschaute, um zu sehen, was dieser außergewöhnliche Umstand zu bedeuten habe, kann man sich seine Verwunderung und Bestürzung vorstellen, als er die beiden Posaunenbläser in eifrigster Thätigkeit erblickte, indem dieselben ihre Backen aufbliesen, soweit dies überhaupt möglich war, ihre Instrumente tüchtig bearbeiteten und — keinen Ton hervorbrachten!

Und das Unerklärliche dabei war, daß sie die Augen keine Sekunde von einander abwendeten.

„Das ist sehr wunderbar," dachte Mr. Whiffles, „wann der Mensch nur endlich anfangen wird."

Die kleine Klingel ertönte wieder und wieder.

Mr. Ruffett, der Schauspieler trat mit ziemlicher Würde auf, verschwand aber wieder ohne die gerinste Würde, unter dem Eindruck, daß er etwas zu früh gekommen. Der Direktor, ein heftiger leidenschaftlicher Herr, der selbst eine der Hauptrollen im Stücke spielte, stürzte aus seinem Zimmer die gebrechliche Treppe hinab, erschien in der Thür, die zum Orchester führte, und fragte in wenig gewählten Ausdrücken, was zum Teufel denn Mr. Lovejoy sich denke, warum die verwünschte Spielerei noch nicht vorwärts gehe?

Mr. Lovejoy war zu bestürzt, um antworten zu können; er vermochte nur in sprachlosem Staunen auf die beiden Posaunenbläser zu deuten.

Da saßen die Zwei — heftig pustend und blasend—ohne Erfolg.

Der Theaterdirektor gestikulirte heftig. Das Publikum, das sich nicht erklären konnte, was vor seinen Augen vor sich ging, zischte laut und schließlich fiel der Vorhang.

Da endlich gab Mr. Lovejoy seinen Gefühlen freien Lauf.

Er sprang von seinem Stuhle auf und lief auf Mr. Whiffles zu, der, nach der ungewohnten Anstrengung heftig pustend, sich den Schweiß vom Gesicht wischte, und dachte, was in aller Welt nun wohl werden würde.

Sobald er jedoch den zornigen Dirigenten auf sich zukommen sah, stürzte er mit dem instinktiven Gefühle, daß irgend etwas Unangenehmes bevorstehe, durch die kleine Thür und suchte Schutz unter der Bühne; heftig verfolgt von Mr. Lovejoy, der zufällig dem anderen Posaunenbläser in den Weg lief, welcher sich heimlich davonschleichen wollte; und da dieser ein sehr cholerisches Herrlein war, kam er mit Mr. Lovejoy in ein heftiges Handgemenge. Plötzlich packte jener auch den erstaunten Whiffles—vermuthlich um diesen dem Dirigenten zur Bestrafung zuzuführen und sich inzwischen aus dem Staube zu machen—aber dieser Plan mißlang. Der Angreifer glitt aus, Mr. Whiffles fiel über ihn — und plötzlich waren die beiden Posaunenbläser verschwunden.

Sie waren in eine unbenutzte Versenkung gefallen. Glücklicherweise hatten sie kein Glied gebrochen und wurden unversehrt wieder hervorgeholt. Kurz nachdem sie eine ziemlich aufgeregte Unterredung mit dem Direktor gehabt hatten, wurde ihnen gestattet, sich zu entfernen.

Am folgenden Morgen wurde O'Leary pflichtschuldigst mit dem Urtheil bekannt gemacht. Er verlor seine Stellung.

Dasselbe Schicksal erfuhr der unglückliche Puffler, der, wie sich bei genauer Erkundigung herausstellte, wirklich an einer heftigen Erkältung litt, die ihn an das Bett fesselte; und da er natürlicherweise seines Salairs nicht verlustig werden wollte, stellte er einen Substituten, der, wie Mr. Whiffles, ebenfalls nicht blasen konnte und dem er in der That dieselben Instruktionen gegeben, wie sie unser Held von Mr. O'Leary erhalten hatte.

Mr. Whiffles kehrte als ernsterer und klügerer Mann in das Haus seiner Vorfahren zurück.

Er ist seit jener Zeit nie wieder in einem Theater gewesen, und nur mit Schaudern denkt er an das schreckliche Abenteuer der beiden Posaunenbläser.

Der moderne Reiseverkehr.

Von Paul Dehn.

Was gemeinhin Verkehr genannt wird, unsichtbar wie die Luft und ungreifbar wie das Wasser, ist gleich Luft und Wasser unentbehrlich für das Dasein der Menschheit. Verkehr ist Bewegung und Leben und ohne Verkehr kein Fortschritt! Erst der entwickeltere Güterverkehr gab dem Menschen mit seiner gesicherten wirthschaftlichen Grundlage die Möglichkeit, sich höheren Aufgaben zuzuwenden. Auf dem Nachrichtenverkehr beruht das Gedächtniß der Menschheit, d. i. das traditionelle Anknüpfen an die Errungenschaften vorangegangener Geschlechter und hiermit die Culturentwicklung auf der Erde überhaupt, auf welche die vorgeschrittenen Völker in Peru und Mexiko, wie sie bei der Entdeckung Amerika's angetroffen wurden, nicht die geringste Einwirkung geübt haben, weil sie außer jedem Nachrichtenverkehr mit der übrigen Welt standen. Schafft der Güterverkehr durch den Handel neue Werthe und unermeßlichen Nutzen, indem er die Waaren dorthin führt, wo sie den höchsten Preis, also auch wohl die beste Verwendung finden, verwandelt der Nachrichtenverkehr die weite Welt in einen großen Sprechsaal, wo Jedermann sich über Alles, was da vorgeht, unterrichten kann, ohne auch nur einen Schritt von der Scholle zu weichen, so hat der Personenverkehr die Aufgabe, die Menschen von Körper zu Körper vollends zusammen und in alle Lande zu führen.

Welche großen und erstaunlichen Fortschritte das neunzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete des gesammten Verkehrswesens gemacht hat, steht in aller Erinnerung und Anschauung. Es gelang der modernen Technik, die ehedem unüberwindlich scheinenden Verkehrshindernisse, die räumlichen durch Kraftentfaltung, die zeitlichen durch Betriebsorganisation, die materiellen durch Massenbeförderung in hohem Grade zu beseitigen, vor Allem im Personenverkehr, welcher Jahrtausende hindurch nur kümmerlich, nur als ein nothwendiges Uebel unterhalten wurde, bis die Erfindung der Dampfkraft ihm ungeahnten Aufschwung brachte. Wagen und Schiffe kannten schon die alten Aegypter und Wagen und Schiffe waren und blieben bis zu Beginn dieses Jahrhunderts die einzigen Personenverkehrsmittel, ungenügend, zeitraubend und kostspielig. Wer mochte da gern auf Reisen gehen? Nur die Nothwendigkeit konnte dazu drängen. „Himmlischer Vater," so lautet ein Gebet aus einem Reisebuche des vorigen Jahrhunderts, „du weißt, daß ich diese meine Reise nicht aus Leichtfertigkeit, Fürwitz oder Geiz, sondern aus dringender Noth und Erforderung meines Berufs auf mich genommen; darum bitte ich dich, bewahre mich auf den Straßen für Räubern, böser Gesellschaft, Vergiftung und dergleichen Gefährten. Item für ungeschlachtenen Wettern, gefährlichen Ungewittern und für Verirrung und gar dunklen Nächten. Hieneben beschirme mich auch in allen Herbergen und Wirthshäusern für Dieben und schalkhaftigen Wirthen, bösen Geruch und allen auffallenden Seuchen, auf daß ich meinen angesetzten Ort mit Glück und Leibesgesundheit erreichen möge." Blinden Auges durchreiste man ehedem zu Wagen die Welt. Wie einst der alles beobachtende Cäsar, so fand noch im vorigen Jahrhundert der große Kunsthistoriker Winckelmann die Alpen abscheulich und ihre Wege und Stege widerlich. Albrecht Dürer hat über seine sommerliche Rheinreise vom Jahr 1520 ein genaues Tagebuch geführt, doch von den landschaftlichen Schönheiten derselben kein Wort gesagt. Selbst ein Mann wie Georg Forster zeigte sich vom Rheinstrom unbefriedigt, bemängelte die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingens, erklärte die Berge zu beiden Seiten des Stromes für einförmig und fand die Lage der Rheinstädtchen zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses für melancholisch, ja schauderhaft.

Zwischen dieser und der modernen Anschauung vom Reisen und Wandern liegt eine zu große Kluft, als daß sie auch durch die weiteste Verbesserung der Personenverkehrsmittel hätte ausgefüllt werden können. Diese Kluft überbrückte rechtzeitig das auf dem Gebiete der geistigen Arbeit so große achtzehnte Jahrhundert. In dem seltsam-genialen Schweizer Uhrmachersohn erzeugte es den Mann, welcher der Menschheit die Augen öffnete und indem er auf seine Zeit, auf ihre Epigonen und bis zur Stunde auf jeden Einzelnen einwirkt, auf's Neue bewies, daß, was es auch immer Gewaltiges gibt auf der Erde, doch nichts gewaltiger ist als der Gedanke. Wenn wir inniger und finniger die Natur aufzufassen vermögen als frühere Zeiten, so haben wir dies Jean Jacques Rousseau zu danken. Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Strebens begann er einen Kampf gegen Unnatur und Künstelei. „Alles ist gut," sprach Rousseau, „so wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht; Alles entartet unter den Händen des Menschen." Und indem er diesen Wahrspruch seinen Reformgedanken für Staat, Erziehung, Geselligkeit u. zu Grunde legte, begeisterte er seine Zeitgenossen zunächst für Einfachheit und Natürlichkeit in Lebensweise und Kleidung, befreite er ihre Köpfe von den drückenden Perrücken und zwang zuerst, wie ein deutscher Gelehrter gesagt hat, die Herrlichkeit himmelanstrarrender beeister Berggipfel und tosender Wasserfälle, nebelumwobener Fichtenhöhen und duftiger Fernen, schwärmte er für Sonnengletzern und Vogelzwitschern im thauigen Gebüsch, für Wipfel und Wolken über sich, für des Sees aufrauschende Wellen zu seinen Füßen.

Rousseau hatte ausgesprochen, was das Jahrhundert empfand. In Deutschland verlieh zuerst Goethe, der größte und innigste Poet der Natur, diesem Empfinden die herrlichsten Worte und mit Stolz konnte Alexander von Humboldt in seinem Weltwerke fragen: „Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werthers wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten! Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen," das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit, Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang?"

Von jener innerlichen subjectiven Auffassung der Natur, wie sie Rousseau begründet, von dem Naturgefühl, wie es Humboldt genannt, hatte man in früheren Zeiten keine Ahnung. Wer möchte nicht einstimmen, wenn der Psalmist die Macht Gottes preist und zum Beleg dafür die Wunder der Schöpfung aufführt, den Himmel und das Erdreich, die Berge und die Brunnen, Sonne und Mond:

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel.
Du hast sie alle weislich geordnet
Und die Erde ist voll deiner Güter.
. . . . . .
Das Meer, das so groß und weit ist,
Da wimmelt es ohne Zahl,
Beide große und kleine Thiere....
Der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken.

Wie anders empfindet der moderne Dichter, wie menschlicher wendet sich Goethe-Faust zum Erdgeist:

Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.

Im Anschauen der Natur bewundern wir eben nicht nur die Majestät ihres Schöpfers, wie der lobsingende Psalmist, schätzen wir nicht nur die Annehmlichkeit und Behaglichkeiten des Landlebens, wie die Zeitgenossen des Horaz, preisen wir nicht nur das Zweckmäßige und Reichhaltige oder das Idyllische und Fierliche, wie die kleinen Poeten vor unserer klassischen Literaturepoche, sondern wir lieben die Natur, als wäre sie ein Stück von uns selbst und legen in ihre Schöpfungen hinein, was unser Herz bewegt, Freude und Leid.

Philister's Frühlingsfeier.

Des Nachbars Wachtel grüßt herein
Zu mir mit hellem Schlage,
Der Frühling muß gekommen sein
An diesem Nachmittage.

Das Volk eilt vor das Thor hinaus,
Das Eilen ist nicht schicklich;
Ich schreit' mit Anstand aus dem Haus
Und bin nicht minder glücklich.

Doch halt!—Vergessen hätt' ich fast,
Zu fragen den Barometer,
(Man sollte meiden jede Hast!)
Muß sehen erst, wie steht er.

Bedürfniß ist's, nach ihm zu seh'n,
So gut wie Trank und Speise:
Wer möchte denn spazieren geh'n
Ganz unverbürgter Weise?

Nun ja, er zeigt für Stadt und Land
Beruhigende Kunde,
Und selbst der Hygrometerstand
Ist günstig mir zur Stunde.

Auch nachgeschaut am Schlüsselloch
Des Schrankes und der Kasse!
Damit ich nicht am Ende noch
Den Schlüssel stecken lasse.

Hinaus nun auf den Frühlingspfad —
Ich spüre es auch heuer:
Bei einem gewissen Wärmegrad
Bleibt Freiheit stets mir theuer.

Die Bäume stehn' der Straß' entlang
In adäquaten Blüthen;
Nur macht der viele Staub mir bang,
Vor dem soll man sich hüten.

Ich wandle durch die Wiesenflur,
Der Weg ist praktisch gehbar,
So wird das Walten der Natur
Mir heute recht verstehbar.

Ich finde allerdings den Lenz
Nicht ohne Grund erfreulich,
Es regt sich meine Existenz
Gewissermaßen mailich.

Vergnügt schau' ich des Himmels Plan,
Vergnügt der Erde Wunder!
Gern steck' ich meine Pfeife an,
Doch—fehlt es mir an Zunder.

Der Winter schuf uns Noth und Grau'n
Durch manchen herben Qualtag;
Jetzt hält die Güte Gottes, traun!
Wahrhaft reellen Zahltag.

Es grünt das Erdreich um und um
Recht lobenswerth und wacker,
Zumal der Klee—Trifolium—
Gedeiht auf diesem Acker.

Auch den notorisch kühlen Wald
Mit seiner Wipfel Hoheit
Schätz' ich als holden Aufenthalt,
Sonst litte ich an Rohheit.

Behaglich unterm Schattendach
Läßt sich zum Ruhen nieder
—und respectiv am Erlenbach—
Mein sämmtliches Geglieder.

Nun könet aus der Ferne gar
Ein sanftes Flötenblasen,
So schön, als wir es sonst fürwahr
Im Almanach nur lasen.

O könnt' ich jetzo meiner Braut
In's liebe Antlitz schauen!
Ich habe ihr schon längst getraut;
Bald lassen wir uns trauen.

Denn für des Lebens Hochstoff war
Ich nie ganz unempfänglich,
Und ihr fatales Augenpaar
Ist allzu überschwänglich.

Wir fanden uns im Dorfrevier
Dort in des Thales Niedrung:
Auf Liebesfrage gab sie mir
Bejahende Erwiderung.

Ich habe manchen Tag erlebt,
Sogar schon manches Lustrum,
So aber hat mir's nie gebebt
Wie damals in der Brust 'rum.

Der Blumen zartste bring' ich ihr,
Sobald sie sich entwickeln:
Gelbveigelein, des Gartens Zier,
Und sammtene Aurikeln.

Dem Strauße süß wie Honigseim
Soll auch ein Lied nicht mangeln,
Gottlob, ich darf nach einem Reim
Nicht eben lange angeln.

Zum „Blüthen" paßt das „Glühen" meist,
Und auf des Herzens „Triebe"
Reimt sich, auch ohne Dichtergeist,
Von selber schon die Liebe."—

So hab' ich wieder kühn g'schwärmt,
Entfernt von meinen Acten,
Und kehr' zurück, das Herz erwärmt,
Zum Schreibtisch, dem vertrackten.

Und sage mit gehobner Brust
Dann Alles meinem Collega,
Was ich gefühlt in Frühlingslust
Vom Alpha bis Omega.

Wir zwei versteh'n uns für und für,
Nicht blos bei Wein und Schinken,
Und morgen früh beginnen wir
Das Sauerwasserinken.

Triftiger Grund.

Gast: Kellner, bringen Sie mir ein Beefsteak, aber ein recht großes! Ich seh' nicht gut.

Ein Kunstgenuß.

Von Heinrich Bäcker.

Unsere Monstre-Concerte, dieses Zusammenwirken von unzähligen Musikinstrumenten, sind keine Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. Schon vor zwei Jahrhunderten, anno 1615 am 13. Juli fand auf Verlangen des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in Dresden ein Monstre-Concert statt, gegen das unsere heutigen kolossalen Musikaufführungen sich verkriechen können. Es sollte die Historie vom Holofernes behandeln und war wohl mehr eine Art Oratorium, zu welchem den Text ein gewisser Matheus Pfaumenkern geliefert und das der Hofkantor Hilarius Grundmaus komponirt hatte. Es wurden hierzu Musiker aus aller Welt zusammengetrommelt und bereits am 9. Juli waren in Dresden 576 Instrumentalisten und 990 Sänger versammelt, von denen viele aus der Schweiz, aus Wadiland, aus Polen und aus Italien gekommen waren. Außer diesen sollten noch sämmtliche Dresdener Sänger und Choristen mitwirken.

Die fremden Musiker hatten noch nie gehörte, noch nie gesehene Instrumente mitgebracht und wurden gar nicht wenig angestaunt. Vor allen zog der Riesenbaß eines gewissen Ragoßky aus Polen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe war auf einen mit 15 Maulesein beladenen Wagen geladen und war nicht weniger als 7 Ellen hoch. Sehr sinn- und kunstreich war an diesem Rieseninstrument eine Leiter angebracht, mittels welcher Ragoßky nach Gefallen die höheren oder tieferen Töne angab, indem er mit der Hand, gewandt auf und niedervoltigirte. Diesem Gigantenbaß angemessen war die Baßstimme eines Wittenberger Studenten, Namens Rumpel, der die Partie des Holofernes singen sollte; dieser hatte vom Hofe die ganz besondere Vergünstigung erhalten, seine durstige Kehle durch kostenfreien Biergenuß beliebig anzufeuchten und trank während seiner Anwesenheit in Dresden täglich fünf Eimer Doppelbier, jedenfalls eine ganz respektable Leistung.

Die Aufführung des Concertes fand am bestimmten Tage bei Dresden „hinter dem Finkenbusch" statt, Gerüste und Tribünen waren errichtet, auch ein Hügel zur Aufstellung der Instrumente und Musiker benutzt. Da sich der Riesenbaß Ragoßky's den anderen Instrumenten als noch nicht wirksam genug zeigte, wurden die vier Flügel einer Windmühle, die oben auf dem Hügel stand, durch ein Schiffstau verbunden, stark angespannt und wittelst grobzahniger Holzsägen gestrichen. Die Töne, die hierdurch zu Tage gefördert wurden, sollen himmlisch gewesen sein.

Neben der Windmühle hatte man eine große Orgel aufgestellt, die vom Pater Serapion mit Fäusten und Füßen „geschlagen" wurde. Anstatt der Pauken hatte man kupferne Braukessel genommen doch da sich diese ebenfalls zu schwach erwiesen, so ließ der Kurfürst einige Stücke Geschütz auffahren, welche beständig geladen sein mußten und vom Oberhofkannonier genau nach der Partitur losgebrannt wurden.

Die Ausführung dieses großartigen Musikfestes erwarb sich allgemeine Zufriedenheit und Bewunderung. Unter den mitwirkenden Sängerinnen hatte sich eine Italienerin, Donna Vigozzi, durch „Trillern, Läufern und Agrements" so angestrengt, daß man sie vier Tage nach dem Concert begrub, der Student Rumpler sang so schön, daß „man ein Erdbeben zu spüren vermeinte."

Den Schluß des Ganzen bildete eine solenne Keilerei. Die fremden Sänger stellten die fliehenden Israeliten, die einheimischen die triumphirenden Assyrer dar. Die Rollen wurden aber auf beiden Seiten so ernst genommen, daß man beide Parteien nur mit großer Mühe auseinandertreiben konnte.

Der Kurfürst soll sich vor Lachen die Seiten gehalten haben und hat die Mitwirkenden, besonders den Kantor Grundmaus wahrhaft königlich belohnt.

Das war ein fürstlicher Kunstgenuß vor 200 Jahren — tempi passati —

Die thätige und leidende Form.

Lehrer: „Du, Fritz, wenn ich sage: der Vater segnete seine 6 Kinder, ist das die leidende oder die thätige Form?" — Fritz: „Das ist die thätige Form." — Lehrer: „Richtig und wie heißt die leidende Form?"

Fritz: „Der Vater wurde mit 6 Kindern gesegnet."

Die kluge Frau.

Fritzchen: „Wo gehst Du hin' Mama?"

Mama: „Zur klugen Frau gehe ich, Fritzchen, und will sehen, ob sie mir nichts über unser gestohlenes Silberzeug zu sagen weiß."

Fritzchen: „O nimm mich auch mit, Mama, ich habe noch nie eine kluge Frau gesehen."

Ein liebenswürdiger Gatte.

„Du, Weiberl, ich geh' heute Nachmittag zum Kegelscheiben; da weiß ich nicht, wie lange es dauern wird; komm' ich bis 12 Uhr Nachts nicht nach Hause, brauchst Du mit dem Abendessen nicht länger zu warten.

Keine Gefahr

„Furchtbare Träume stören den Schlaf des Patienten." — „Ja, meine Frau träumt furchtbar." — „Der Patient wird schweigsam." — „Ich danke, Herr Doktor jetzt bin ich beruhigt, denn nun sehe ich, meine Frau ist gottlob ganz gesund."

„Herr Doktor, meine Frau ist vor einiger Zeit von einem Hunde gebissen worden. Nun habe ich solche Angst, daß derselbe toll gewesen ist. Wollen Sie mich nicht u meiner Beruhigung über die Symptome der Tollheit aufklären?" — „Nun, die Entwicklung der Symptome der Tollwuth ist selten eine sofortige. Sie beginnt mit einem leichten Schmerz in der Narbe der Bißwunde, zuweilen von leichtem Frösteln begleitet." — „Ja, ja, Frost hat meine Frau zuweilen." —